Beziehung statt Bewertung – Herausforderndes Verhalten verstehen und Kinder bedürfnisorientiert begleiten

Heinrich Wood

Immer wieder höre ich, dass Fachkräfte von sogenannten „Problemkindern“ sprechen. Ich empfinde diesen Begriff als schwierig. Zum einen suggeriert er, dass das Problem von bestimmten Kindern ausgeht. Zum anderen sind Kinder mit auffälligem oder herausforderndem Verhalten nicht das Problem. Eher stellt sich die Frage, ob unser System ausreichend auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Kindern vorbereitet ist. Häufig fehlen die notwendigen Strukturen, um Kinder mit unterschiedlichen Bedürfnissen angemessen begleiten zu können. Kinder mit Verhaltensauffälligkeiten, Entwicklungsverzögerungen sowie körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen benötigen oftmals eine andere und intensivere Begleitung durch Erwachsene.

Ich erinnere mich an eine Situation aus meiner eigenen pädagogischen Arbeit. Als ich neu in eine Gruppe kam, sagte eine damalige Vorgesetzte zu mir: „Nur für dich als Info – drei Kinder in der Gruppe sind unsere ganz besonderen Sahnehäubchen. Sie sind verhaltensoriginell.“ Diese Aussage empfand ich als problematisch. Die drei Kinder wurden dadurch von Anfang an herausgestellt und gleichzeitig stigmatisiert. Sie wurden auf ihre Besonderheiten reduziert und mit einem Etikett versehen. Auch der Begriff „verhaltensoriginell“ vermittelt, dass diese Kinder in besonderer Weise

anders seien. Doch was ist dann mit den anderen Kindern? Sind sie nicht originell?

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie meine Vorgesetzte am Ende meines ersten Arbeitstages auf mich zukam und fragte: „Und, wie waren unsere drei Sahnehäubchen?“ Ich antwortete spontan: „Ich weiß ehrlich gesagt gar nicht, welche drei Kinder Sie meinen. Für mich haben sie sich heute genauso verhalten wie alle anderen Kinder auch – eben wie Kinder.“ Diese Antwort kam aus einem einfachen Grund zustande: Ich hatte die Kinder nicht durch die Brille einer Zuschreibung kennengelernt. Ich hatte sie zunächst einfach erlebt. Erst später wurde mir bewusst, wie stark unsere Erwartungen beeinflussen können, was wir bei einem Kind wahrnehmen. Wenn wir ein Kind bereits im Vorfeld als „auffällig“, „schwierig“ oder „verhaltensoriginell“ einordnen, besteht die Gefahr, dass wir sein Verhalten genau durch diese Brille betrachten. Verhalten, das bei einem anderen Kind vielleicht kaum Beachtung findet, erscheint plötzlich als weiterer Beweis für das bestehende Bild. Umso wichtiger ist es, Kindern unvoreingenommen zu begegnen. Nicht das Etikett sollte unseren Blick bestimmen, sondern der Mensch dahinter.

Wir neigen dazu, Kinder schnell einzuschätzen und zu bewerten. Wir ordnen sie ein, vergleichen sie miteinander und stecken sie – manchmal bewusst, manchmal unbewusst – in Schubladen. Das Problem dabei ist, dass Kinder sich irgendwann selbst in diesen Schubladen wiedererkennen können. Wenn ein Kind immer wieder hört, dass es „schwierig“, „anstrengend“ oder „auffällig“ sei, kann es irgendwann beginnen, genau dieses Bild von sich selbst zu übernehmen. Aus einer Zuschreibung wird ein Selbstbild. Immer wieder höre ich beispielsweise den Satz: „Benimm dich doch mal normal.“ Doch was bedeutet eigentlich „normal“? Wer entscheidet, welches Verhalten normal ist und welches nicht? Bedeutet normal, dass ein Kind möglichst angepasst ist, wenig auffällt und sich so verhält, wie Erwachsene es erwarten? Kinder, die sich auffällig oder herausfordernd verhalten, passen häufig nicht in die Strukturen, die wir für sie geschaffen haben. Vielleicht ist deshalb nicht immer nur die Frage entscheidend, was mit dem Kind nicht stimmt. Vielleicht müssen wir auch fragen, ob unser System zu den Bedürfnissen des Kindes passt.

Was brauchen Kinder, deren Verhalten uns herausfordert? Sie brauchen Erwachsene, die sie begleiten, ihnen Orientierung und Halt geben und ihnen helfen, sich zu regulieren, wenn sie es selbst noch nicht schaffen. Sie brauchen Menschen, die an sie glauben, sie fördern und ihnen zutrauen, sich weiterzuentwickeln. Was sie nicht brauchen, sind Erwachsene, die sie stigmatisieren, in Schubladen stecken oder als „Problemkinder“

abstempeln. Eine Haltung der Vielfalt ist dabei von zentraler Bedeutung. Gerade im Kontext von Inklusion sollte uns bewusst sein: Alle Kinder gehören dazu. Alle Kinder sind wertvoll. Und es ist völlig in Ordnung, wenn manche Kinder mehr Unterstützung benötigen als andere.

Gleichzeitig wissen wir aus dem pädagogischen Alltag, dass herausforderndes Verhalten Fachkräfte an ihre Grenzen bringen kann. Wenn der Betreuungsschlüssel nicht ausreicht, die Gruppe sehr groß ist und zusätzlich Krankheitsausfälle oder personelle Engpässe hinzukommen, bleibt oft nur wenig Zeit für einzelne Kinder. Und trotzdem brauchen die Kinder Begleitung. Manche Kinder benötigen sogar so viel Unterstützung, dass sie unter den vorhandenen Bedingungen kaum angemessen begleitet werden können. Wie soll eine einzelne Fachkraft gleichzeitig eine Gruppe von Kindern im Blick behalten, einen Morgenkreis durchführen, Entwicklungsdokumentationen schreiben, Elterngespräche vorbereiten und einem Kind helfen, das gerade völlig überfordert ist?

Genau hier stellt sich eine entscheidende Frage: Was hat in diesem Moment Priorität? Ist es die Entwicklungsdokumentation? Die Vorbereitung des nächsten Angebots? Der geplante Morgenkreis? Oder ist es der vierjährige Justus, der gerade aufgrund seiner Entwicklungsverzögerung Unterstützung benötigt? Die Antwort sollte klar sein: Das Kind hat Vorrang. Viele Aufgaben können warten. Nicht alles muss sofort erledigt werden. Dokumentationen können später geschrieben, Angebote verschoben und Vorbereitungen unterbrochen werden. Wenn ein Kind in diesem Moment Unterstützung braucht, dann braucht es unsere Aufmerksamkeit. Das gilt auch dann, wenn wir gerade etwas anderes geplant haben. Vielleicht führe ich gerade ein Angebot durch. Vielleicht bereite ich mich auf ein wichtiges Elterngespräch vor. Vielleicht steht noch eine lange To-do-Liste vor mir. Doch wenn ein Kind mich gerade braucht, sollte ich mich fragen: Was ist jetzt wirklich wichtig? Gerade in solchen Situationen zeigt sich pädagogisches Handeln. Es geht darum, präsent zu sein und sich die notwendige Zeit zu nehmen.

Ich habe über einen längeren Zeitraum in einer Integrationseinrichtung gearbeitet. Dort wurden die Kinder zusätzlich psychologisch und heilpädagogisch begleitet. Diese Unterstützung war für den pädagogischen Alltag von großem Wert. Die Heilpädagogin konnte einzelne Kinder gezielt fördern und ihnen die Aufmerksamkeit geben, die sie benötigten. Doch die Realität sieht in vielen Einrichtungen anders aus. Eine solche Unterstützung steht häufig gar nicht oder nicht in dem Umfang zur Verfügung, wie sie tatsächlich gebraucht wird. Ich habe selbst oft erlebt, wie der Alltag aussieht: 25 Kinder, eine Fachkraft und eine

Ergänzungskraft. Dazu kommen Krankheitsausfälle, personelle Engpässe und immer neue Anforderungen. Und trotzdem brauchen die Kinder Begleitung. Manche Kinder brauchen sogar eine Begleitung, die unter diesen Bedingungen kaum zu leisten ist. Wie auch?

Wir dürfen deshalb nicht so tun, als ließe sich jedes pädagogische Problem allein durch die richtige Methode lösen. Manchmal braucht es nicht noch eine weitere Methode, sondern mehr Zeit, mehr Personal, fachliche Unterstützung und vor allem eine Haltung, die das Kind in den Mittelpunkt stellt. Damit sind wir bei einer grundlegenden Frage: Welches Bild vom Kind habe ich eigentlich? Sehe ich im Kind einen Menschen mit eigenen Bedürfnissen, eigenen Kompetenzen und individuellen Entwicklungsmöglichkeiten? Oder sehe ich ein Kind als einen „unfertigen" Erwachsenen, als unbeschriebenes Blatt, das von uns geformt werden muss – oder vielleicht sogar als Störenfried, der unseren Alltag durcheinanderbringt?

Diese Frage ist von großer Bedeutung, denn unser Bild vom Kind beeinflusst unser gesamtes pädagogisches Handeln. Es zeigt sich darin, wie wir sprechen, wie wir reagieren, welche Erwartungen wir haben und welche Möglichkeiten wir einem Kind zutrauen. Unsere Haltung ist dabei wie eine unsichtbare Brille: Wir sehen Kinder nicht völlig neutral. Unsere Erfahrungen, Überzeugungen und Erwartungen beeinflussen, was wir wahrnehmen und wie wir Situationen bewerten. Gerade im Umgang mit herausforderndem Verhalten ist deshalb eine feinfühlige und tragfähige Beziehung zwischen Erwachsenen und Kind von entscheidender Bedeutung. Eine sichere Beziehung bildet die Grundlage für pädagogisches Handeln. Kinder mit herausforderndem Verhalten brauchen Erwachsene, die ihnen Orientierung, Halt und emotionale Sicherheit geben.[1] Die Bindungstheorie nach John Bowlby beschreibt das grundlegende Bedürfnis von Kindern nach einer sicheren Bindung zu ihren Bezugspersonen. Diese Sicherheit schafft die Grundlage dafür, dass Kinder ihre Umwelt entdecken und sich mit ihr auseinandersetzen können. Erst wenn sich ein Kind sicher und angenommen fühlt, kann es seine Aufmerksamkeit zunehmend auf das Erkunden seiner Umwelt richten.[2]

Auch Marshall B. Rosenberg geht in seinem Konzept der Gewaltfreien Kommunikation davon aus, dass hinter unserem Verhalten Bedürfnisse stehen. Verhalten entsteht nicht losgelöst von dem, was ein Mensch gerade braucht. Ein Beispiel aus dem pädagogischen Alltag macht das deutlich: Ein vierjähriges Kind sitzt während des Morgenkreises und wirft wiederholt Bauklötze durch den Gruppenraum. Auf den ersten Blick ist das Verhalten störend. Vielleicht denken wir: „Das Kind hört nicht zu. Es stört den

Morgenkreis.“ Eine naheliegende Reaktion wäre, das Kind zu ermahnen oder aus der Situation zu nehmen. Doch wir können auch einen Schritt weitergehen und uns fragen: Was möchte uns das Kind mit seinem Verhalten möglicherweise zeigen?

Vielleicht ist es überfordert. Vielleicht braucht es Bewegung. Vielleicht sucht es Kontakt oder Aufmerksamkeit. Vielleicht ist die Situation für das Kind gerade zu lang, zu laut oder zu anstrengend. Das Werfen der Bauklötze ist dann nicht unbedingt das eigentliche Problem. Es kann vielmehr ein Ausdruck davon sein, dass ein Bedürfnis des Kindes gerade nicht erfüllt ist. Gerade bei jüngeren Kindern kommt hinzu, dass sie ihre Bedürfnisse noch nicht immer sprachlich ausdrücken können. Was ein Erwachsener sagen würde mit: „Mir wird das gerade zu viel. Ich brauche eine Pause“, zeigt ein Kind möglicherweise durch körperliches Verhalten. Das bedeutet nicht, dass jedes Verhalten erlaubt oder jede Grenze aufgehoben werden muss. Kinder brauchen selbstverständlich Orientierung und klare Grenzen. Doch hinter einer Grenze kann gleichzeitig ein Bedürfnis stehen, das gesehen werden möchte.

Unsere Aufgabe besteht deshalb darin, nicht nur das Verhalten zu sehen, sondern auch das Kind dahinter. Wir können uns fragen: Was versucht mir dieses Kind gerade mitzuteilen? Und wie kann ich ihm helfen, sein Bedürfnis auf eine andere, angemessene Weise auszudrücken? Vielleicht braucht das Kind eine kurze Bewegungspause. Vielleicht braucht es Nähe. Vielleicht braucht es eine ruhigere Situation. Vielleicht braucht es unsere ungeteilte Aufmerksamkeit. Wenn wir beginnen, Verhalten als Ausdruck und nicht nur als Störung zu betrachten, verändert sich unser Blick auf das Kind. Aus „Warum macht dieses Kind das schon wieder?“ kann die Frage werden: „Was braucht dieses Kind gerade?“

Und genau dieser Perspektivwechsel kann einen entscheidenden Unterschied machen. Denn Kinder brauchen keine Erwachsenen, die perfekt reagieren. Sie brauchen Erwachsene, die bereit sind, hinzusehen, zuzuhören und ihr Verhalten verstehen zu wollen. Nicht das Kind ist das Problem. Die entscheidende Frage ist vielmehr, was das Kind braucht – und ob wir bereit und in der Lage sind, ihm genau das zu geben.

Hinweis: Dieses Bonuskapitel ist ein ergänzender Beitrag und nicht Bestandteil der regulären Kapitel von *Gemeinsam Kinder stärken – Entwicklung achtsam begleiten*. Das Sachbuch erscheint am **29. September 2026**.